

SWR2 MANUSKRIFT

ESSAYS FEATURES KOMMENTARE VORTRÄGE

SWR2 Essay extra

**Die Große Kulturmaschine Funk
60 Jahre Radio-Essay**

Teil 1

Von Hab und Gut

Die Kriegskinder und ihre Nachfahren

Von Ulrike Draesner

Teil 2

Theorie und Praxis der Dichtung

Von Monika Rinck

Sendung: Donnerstag, 17.09. 2015

Redaktion: Stephan Krass

Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers

Service:

SWR2 Essay können Sie auch als Live-Stream hören im **SWR2 Webradio** unter www.swr2.de oder als **Podcast** nachhören: <http://www1.swr.de/podcast/xml/swr2/essay.xml>

Mitschnitte aller Sendungen der Redaktion SWR2 Essay sind auf CD erhältlich beim SWR Mitschnittdienst in Baden-Baden zum Preis von 12,50 Euro.
Bestellungen über Telefon: 07221/929-26030

Kennen Sie schon das Serviceangebot des Kulturradios SWR2?

Mit der kostenlosen SWR2 Kulturkarte können Sie zu ermäßigten Eintrittspreisen Veranstaltungen des SWR2 und seiner vielen Kulturpartner im Sendegebiet besuchen. Mit dem Infoheft SWR2 Kulturservice sind Sie stets über SWR2 und die zahlreichen Veranstaltungen im SWR2-Kulturpartner-Netz informiert.
Jetzt anmelden unter 07221/300 200 oder swr2.de

Teil 1
Von Hab und Gut
Die Kriegskinder und ihre Nachfahren
Von Ulrike Draesner

Viele Kriegsenkel verbieten sich, während des Tages zu lesen, auch wenn Lesen zu ihrer Arbeit gehört.¹

Selbstverständlich las ich diesen Satz in meiner Freizeit. In dem Leben, das ich nicht führe, aber immer dann führen möchte, wenn ich meine Arbeitszeiten bedenke und meinen Kontostand betrachte, bin ich als Literaturwissenschaftlerin in einer mittelgroßen englischen Stadt tätig. In ihrer Fußgängerzone befindet sich die größte Blutkonservenbank Europas, Spaziergänge am Kanal sind Glücksspiel. Hat man Pech, wird man von einer der Kinderbanden ins verseuchte Wasser gestoßen, obwohl man Handy und Portemonnaie sofort abgegeben hat; man ist nicht bescheuert und doch veräzt.

Ich rief Rita drei Zimmer weiter an. Ethnologisch-kulturwissenschaftlicher Blick auf deutsche Debatten, souverän, da aus der Ferne unserer Insel, dabei herkunftsbedingt „involved“. „Eingeknödelt“, nannte Rita das. Sie war etwas älter als ich, wir tauschten Landeskundematerial.

Jetzt schnaubte sie: Lesen im Dienst? Ihr Büro sei ein Schnakenstall, an Lesen sei nicht zu denken. Schnakenstall sagte sie immer. Um an ihre Wurzeln zu erinnern. Was völlig unnötig war. Ich dachte sowieso daran.

Wir hatten einen Herkunftsfimmel. Gemeinhin hielten wir uns etwas auf unsere Autonomie zu gute. Wozu lebten wir seit Jahrzehnten in Häusern, die man maximal auf 18 Grad heizen konnte und ernährten uns von Teeblattmilch? Doch das Thema ‚Herkunft‘ hatte uns gepackt. Ritas Mutter, frisch verwitwet, verwandelte sich in Ritas Dolomitendorf in die Preußin, die sie als Erwachsene nie gewesen war. Das Flüchtlingskind aus Königsberg hatte acht Jahre gezählt, als es im späten Sommer 1945 bei den ihm unbekanntem Verwandten eintraf. Von deren Deutsch es kein Wort verstand.

Während Rita von ihrer jüngsten Heimatreise erzählte, schlug ich nach: 8-10 % der deutschen Rentner wiesen posttraumatische Belastungsstörungen auf.

Vergleichszahl Schweiz: 0,7%. Weitere 2,5 % litten unter Spätfolgen des Zweiten Weltkrieges, den 14,8 Millionen in Deutschland lebende Menschen noch erlebt hatten. 5,5 Millionen Kinder verloren 1944/45 die Heimat. Es gab 1,7 Millionen Witwen und 2,5 Millionen Halbwaisen. 12-14 Millionen Menschen zogen als Flüchtlinge in die westlichen Besatzungszonen.

Sah ich, wie meine greisen Eltern sich in ihrem Haus bei München die Marmortreppen hinaufquälten, die meine Schwester und ich als Kinder mehrfach akut halsbrecherisch hinabgestürzt waren, dämmerte mir, dass es so selbständig, preiswert und harmlos nicht mehr lange weitergehen würde.

„Wie bescheuert kann man sein?“, fragte ich Rita. Nicht lesen in der Arbeitszeit war, so die Studie, die ich in meiner Freizeit gelesen hatte, eine für meine Generation typische Verhaltensweise. Ausgerechnet die Tüchtigkeit hätten wir von unseren Kriegskindereltern übernommen, das Spießige. Leisten bis zum Anschlag. Die dahinter stehende Rast- und Ruhelosigkeit.

Aus dem Hörer drangen merkwürdige Geräusche.

„Isst du?“

Rita. Klein, eckig, fest. Quadratischer Körper, quadratischer Kopf. Braungefärbte, in alle Richtungen aufspringende Locken. Etwas Trotziges. Sie knackte Nüsse. Mit ihren schiefen Zähnen.

In meinem Kopf sagte die Stimme meiner Mutter: Spange rein! Nüsse knacken, Flaschenaufbeißen: verboten. Also biss sich meine Schwester, immer konsequent, einen Schneidezahn an einer Weingummiflasche aus. Mutter weinte: „Ihr sollt es doch einmal besser haben als wir!“

Rita, kauend: Ach. Der alte Guthab-Satz. Das Mantra. Die Waffe. Seine Ambivalenz, seine fiese Gutmenschlichkeit habe sie erst spät durchschaut.

Ich wusste, was sie meinte. Wer sagte: Du sollst es einmal besser haben als ich, sagte auch: mir ging es, mir geht es nicht gut.

Rita mümmelte: „Unkraut vergeht nicht.“

Ich: „Sei froh, dass du lebst.“

Sie: „All unser Hab und Gut ist verloren.“

Ich: „Unser Hab und Gut bist jetzt du.“

Sie: „Gehst du in die Sauna mit mir?“

Das war unser Mantra. Half gegen Kälte, also gegen alles. Unser Mittel nachzudenken, zu reden, zu schwitzen. Dass wir etwas ausschwitzen wollten, hätten wir als zu krude Parallelisierung strikt abgelehnt.

Ritas Mutter war gestürzt, drei Tage später, lahm, aus dem Krankenhaus entlassen worden, Rita nach Brixen geflogen. Sie hatte zwei ostpreußische Kilo zugenommen: Sahnekielchen, Arme Ritter, Schaltenoßes. Trotz der Prellungen und des angebrochenen Wadenbeins habe die Mutter sich sofort an den Herd gestellt.

„Klopse mit Glumse“, erklärte Rita und breitete ihr Handtuch aus.

Glumse kannte ich schon: ostpreußischer Quark.

Mittags habe die Kranke geschlafen. So sei es ihr gelungen, 111 Gläser Marmelade und 31 Gläser eingelegten Kürbis wegzuzwerfen. 267 stunden noch herum.“

„Du hast sie gezählt?“

„Was hättest du denn getan?“

Selbst in der Sauna kaute Rita. Kaugummi. Sie kam mir verändert vor, unsicherer.

„Auf dem Hirzer war ich auch“, murmelte sie, „über den Hönig und die Scharte.“

Hönig. Scharte. Fuhr da keine Seilbahn hoch? Aus meiner Sicht war es vor allem unbequem, auf Berge zu klettern.

Ein Cousin sei zu Besuch gekommen. Aufgewachsen in der DDR, bergfern, eine Tour also fällig, mindestens. Das gesamte, von ihrer Mutter hergerichtete preußische Picknick habe allerdings sie schleppen müssen. „Rauf – und wieder runter!“, sagte sie.

Der Cousin habe auf einer Steinplatte vor grandiosem Steinpanorama alle Nahrung verweigert. Sogar jede flüssige. Trotz der Kletterei. In unerhörtem Flachländerwahn. Der sich auf unerhörte Weise fortgesetzt habe.

Rita goss die bereits unerhört heiße Sauna auf und legte sich auf die oberste Bank. Sie sprach gegen das Holz der Decke, Dämmerlicht, ich hörte sie kaum.

Mit leiser, doch sachlicher Stimme habe er erzählt, wie sein Vater ihn und seinen jüngeren Bruder an einem Wintertag in den sechziger Jahren in einen verschneiten sächsischen Forst gefahren habe. Zügig seien sie auf einem Holperweg eingedrungen in die schneeerhellte Dunkelheit zwischen den Bäumen, hätten Bälle geworfen, Engel gespielt. Auf einer Lichtung, an deren ovales, nur wenige Meter messendes Rund er sich überexakt erinnere, habe der Vater eine bescheidene Vesper aus der Tasche gezogen. Nie zuvor waren sie an diesem Ort gewesen, der, in der Tiefe des Waldes gelegen, keinerlei menschliche Spuren trug. Ihr Vater sei zwischen die Bäume verschwunden, um sich zu erleichtern; erst nach einer Weile hätten der Bruder und er sich gewundert, warum er nicht zurückkehre. Sitzenbleiben sollten sie, hatte er ihnen eingeschärft. Sie begannen, zu rufen und auch, sich nach

ihm umzusehen. Nur die grauen Stämme einiger Ulmen und Buchen umstanden sie, gefolgt von Tannen und Fichten, so teilnahmslos, dass sie den Anblick bald nicht mehr ertrugen, ängstlich die Augen senkten und nicht einmal mehr zu wimmern wagten. Ja, auf dem Holzstamm, auf dem sie saßen, regelrecht erstarrte. Erst viele Jahre später habe der Vater zugegeben, damals mit aller Absicht davongeschlichen zu sein. Hinter einem Stamm habe er sich versteckt gehalten und beobachtet, wie sie, die glauben mussten, ausgesetzt worden zu sein, reagierten. So allein und verlassen wie er, in etwa ihrem Alter, auf der Flucht gewesen war, sollten sie sich finden. Der Vater habe sich damals für diese Maßnahme entschuldigt, sich im gleichen Atemzug aber auch verteidigt. Das Verlassen der eigenen Söhne sei der einzige ihm mögliche Weg gewesen zu erfahren, was er als Kind empfunden haben mochte. Er spürte es nicht, hatte es, sofern er sich erinnerte, nie gespürt, aber setzte seine Hoffnung in sie, seine Söhne: sein Fleisch und Blut konnte es ihm zeigen. An ihrem Spiegelbild, indem er ihre Angst, ihren Schrecken, ihre Verlassenheit von ihren Zügen ablas, würde er in Kenntnis bringen, was er selbst erlebt habe. „Sogar ein Fernglas hatte er eingesteckt“, sagte Rita.

Das Coach House, in dem ich lebte, war tatsächlich nicht breiter als eine Kutsche. Schon der Eingang roch englisch: milchig, kalkig, feucht. Ich machte mir einen Tee im Küchenschlauch, wickelte mich in eine Decke und setzte mich an den Tisch. Karl Mannheims Definition von „Generation“ als geformt durch gemeinsame Erlebnisse in Kindheit und Jugend gefiel mir auf Grund ihrer Dynamik. Bei rapidem, sozialem Wandel beschleunigte sich die Generationenfolge. Die Prägung konnte innerhalb eines kurzen Zeitraumes geschehen.ⁱⁱ

Der Vater in Ritas Geschichte hatte als Kriegskind agiert. Empathie? Fehlanzeige. Kinder von Kriegskindern, zu denen man die Jahrgänge 1927 bis 1942 rechnete, trafen auf in der eigenen Kindheit stark beschädigte, wenn nicht traumatisierte Erwachsene. Bombenkinder, Landverschickungskinder, Flüchtlingskinder. Kinder des Zusammenbruchs. Innere Anteile schienen unter dem Druck der Erlebnisse gelöscht oder nie entwickelt worden zu sein. Gelitten hatte die Liebesfähigkeit, das Vermögen, mit anderen mitzufühlen. Ein Überlebensmechanismus in Zeiten des Schreckens und der Not.

Die Forschung zu den daraus resultierenden Defiziten und Herausforderungen sowie den symbiotischen Ersetzungen zwischen Kriegskindern und ihren Nachkommen war relativ jung. Psychologen sprachen von containing und holding als Funktionen, die Kinder ihren Eltern gegenüber erfüllten. Der Nachwuchs fasste das Leid der Eltern emotional auf und versuchte, die geliebten Erwachsenen zu entlasten. Kinder übernahmen Trauer und Schmerz, wollten ausgleichen, helfen.

Wie sich die Weitergabe von Schädigungen und Traumatisierungen von Generation zu Generation vollzog, wusste man nicht exakt zu beschreiben. Über Erzählungen wanderten Gefühle und Schrecken, Werthaltungen, Größenfantasien, Leistungserwartungen weiter, ebenso über Stockungen, merkliches Verstummen. Kehrtten wieder als diffuse Ängste, Ahnungen, Leerstellen, Phantasien. Aus der Holocaustforschung waren die ersten Beobachtungen zum Nachwirken von Beschädigungen psychischer und seelischer Art in nachfolgenden Generationen erwachsen: Kinder und Enkel von Überlebenden berichteten über Gefühle von Nichtidentität, unheimliche Träume, unerklärliche Ängste. Es dauerte, bis man begreifen oder wahrhaben wollte, wie unvergangen Vergangenheit sein konnte. Sie wurde wirksam in Menschen, die das Licht der Welt erblickten, als das Zerstörungsgeschehen auf der äußeren Ebene lange beendet war.

Ich erinnerte mich an Augen, deren Ausdruck nicht zum Erzählten passte, an Ticks, an Schweigekriege. Berührte ich Großvater, der verstummt und in sich versinkend im Sessel saß, am Kopf, fühlte ich das Hin- und Herrutschen der beiden Granatsplitter unter seiner Schädelhaut.

Inzwischen waren wir, die Enkel, geboren 15 oder 20 oder auch 30 Jahre nach dem 2. Weltkrieg, alt genug, uns Fehler in unseren Lebensläufen einzugestehen. Die meisten befanden sich am Ende jener Phase, die dem Aufbau einer eigenen Familie gehört. Ein gutes Stück Arbeitszeit indes lag noch vor uns. Wer nicht ein Leben lang an seine Fremdbestimmtheit glauben oder im elterlichen Symbioseschatten leben wollte, schaute sich an, warum sich manches nicht erfüllt, anderes sich aufgestaut hatte. Warum das Leben nicht so geworden war wie vorgestellt.

Weil das immer so ist, sagte eine Stimme in mir.

Aber eine andere fragte: gibt es dafür auch spezifischere Gründe?

Rita traf ich im Institutsflur, sie hielt einen großen, in Plastik eingeschweißten Salat in der Hand. Es war plötzlich wieder warm, im T-Shirt suchten wir nach einer ruhigen Ecke auf dem Campusrasen. Studentinnen sonnten ihre leicesterkäsefarbenen Beine, an der Steinmauer krochen Ritas Pomatias elegans. Pionierleistung, so Rita. Der Gärtner dulde es. Pomatias elegans, Schnecke der Landdeckelart. Rita hatte sie eigenhändig aus Südtirol importiert.

Welch englische Aktion! Auch ich sollte mir dringend einen Spleen zulegen. Leider fiel mir keiner ein. Heimat, erklärte ich meinen Studenten, wird zeitlich erfahren, räumlich, sozial, kulturell. Meine Großeltern, Flüchtlinge aus Schlesien, verlebten ihre bayrischen Jahrzehnte stotternd: räumlich-real hatten sie die Heimat losgelassen, räumlich-imaginär und zeitlich nicht. Sozial stellten sie Schlesien in ihrer Münchner Wohnung mit neuen Ost-Freunden nach; kulturell erstarrten sie in einem Zwischen: hielten an der alten Kultur fest, hatten dafür aber nur Zitate, Nachahmungen, Kopien zur Hand. Mein Vater hatte den Ort, an dem er aufgewachsen war, räumlich und zeitlich aufgegeben, sich sozial umgestellt, war kulturell heimatlos geworden.

Wir saßen auf einem Mäuerchen, einst Teil der Stadtbefestigung. Alles hier sprach von Kontinuität, Vergangenheitstiefe, Tradition. Es beruhigte mich. Rita fütterte ihrer Lieblingsschnecke ein Stück Rucola. Die Pomatias hielt sich extrem aufrecht, die Fühler gestreckt. Nahezu zahm.

Unsere Wurzellosigkeit habe Vorteile, sagte ich, obwohl ich das Gegenteil fühlte. Optimal für die Multioptionsgesellschaft. Die ersten seien wir gewesen, die aus der zerstörten Gesellschaft in die digitale Zeit wanderten. Eine Zeit der Jobs, wechselnden Partner, des ständigen „Lernens“. Der Erlebnisverdünnung durch die Fragmentarisierung, ja Zersplitterung aller Lebensbedingungen. Der spürbaren Machtlosigkeit gegenüber ökonomischen Strukturen, der Teilung des Ichs in zahlreiche Passwortidentitäten, des Abgegriffenwerdens als Objekt der Überwachung und des Spams. Doch hätten unsere Kriegseltern uns nicht eben das Wissen darum mitgegeben, wie man etwas aufbaut, aus nichts? Die Kraft dafür!

„Du hast deinen sentimental Tag“, sagte Rita. Ich lachte. Von jemandem, der Schnecken fütterte, musste ich mir das nicht sagen lassen.

Bei meinem letzten Besuch hatte mein Vater kaum gehen können, so viele Weichtiere hatte er tags zuvor aus seinem Garten geklaut. Er war übel gelaunt, depressiv, hörte schlecht. Verschimmeltes Brot durfte weggeworfen werden, doch er kontrollierte die Mülltonne meiner Schwester und schalt ihre Verschwendungssucht. Als ich am nächsten Morgen aus dem Fenster sah, es war höchstens sieben Uhr, saß eine riesige Krähe in der Krone des Apfelbaums. Er! Herbstliche Kühle stieg aus

dem Gras, Vater kauerte im nahezu kahlen Gezweig, die letzten Äpfel, grüne Boskop, in Griffweite. Doch er regte sich nicht. Mutter, unter ihm, hielt die Leiter. So standen sie da, ohne sich rufen zu können; sie die Hände nach ihm ausgestreckt. So hatten sie sich kennengelernt. Sie stand Schmiere, er stahl Äpfel, 15 Jahre alt, Flüchtlinge in einem bayrischen Dorf.

„Bleak House“, sagte Rita ohne jeden Übergang. „N-e-b-e-!“

So langsam, als sei ich schwerhörig. Ob ich mich daran erinnere, wie auf den ersten Seiten dieses großartigen Romans unendlicher Nebel aus dem Gericht, aus dem Erbschaftsprozess dringe?

Sie stellte die Salatbox neben die Schnecke, öffnete ihre Handtasche und zog ein Buch hervor. Dickens? Weit gefehlt. Der Titel lautete: *Zehn Millionen Kinder*.ⁱⁱⁱ

„Zum Lesen im Büro“, sagte sie, „jetzt“.

Die Schnecke hatte die Pause genutzt, um halb in die Plastikbox zu klettern. Rita nahm sie mitsamt des Salatblattes, an dem sie klebte, heraus. Wir gingen ins Institut zurück. Der Campusrasen spiegelte von Tablets, Hände wischten über Glas.

Am Treppenaufgang trennten sich unsere Wege.

„Weißt du, was ich an Schnecken bewundere?“, fragte Rita.

Dass sie ein Haus trugen, war als Antwort zu offensichtlich.

„Dass sie sich in Salat wirklich zuhause fühlen“, sagte sie.

Zehn Millionen. Ich las Erika Manns 1938 erschienenenes Buch tatsächlich noch an diesem Nachmittag. Es war nahezu unerträglich: Zugriff der Nationalsozialisten auf Kinder in Familie, Schule und „Staatsjugend“. *Der Stürmer*. BDM, HJ. Rotte. Fähnlein, Bann.

Unvermittelt erinnerte ich mich an einen Spruch meiner Großmutter:

Händchen falten

Köpfchen senken

und an Adolf Hitler denken

der uns gibt das täglich Brot

und uns führt in aller Not.^{iv}

Damit war mein Vater mittags im Kindergarten eingeschlafen.

Erika Mann zählte auf: Rassekunde, Geopolitik. Thema im Zeichenunterricht, für Zehnjährige: Luftangriff. Eingeschworen auf Gehorsam und Dienst, Vaterland, Führer, den eigenen Tod. Verbunden mit Grandiositätsphantasien: Übermensch, Rassenwahn. Diese Generation als „Kriegskinder“ zu bezeichnen, griff zu kurz. Manns Buch machte deutlich, dass unsere Eltern, auch wenn Elternhäuser, Lebensorte und soziales Umfeld sich unterschieden hatten, in Schulen gesessen, der HJ oder dem BDM angehört hatten. Sie waren eingesaugt worden, indoktriniert, freigegeben zum Verbrauch. Hatten das Schweigen der Erwachsenen erlebt, deren Angst. Die einzige Eins seiner Schullaufbahn hatte mein Vater für den Aufsatz *Stukas über Moskau* kassiert.

Neben Zerstörung erfuhren sie die eigene Kraft. Mein Vater, 14 Jahre alt bei der Flucht, war unversehens der einzige Mann im Haus. Nur dass er kein Mann war, und es das Haus nicht mehr gab. Wesentliche Überlebensaufgaben der Familie wurden ihm übertragen: Essen besorgen, den Bruder auf einem Wägelchen durch den Schnee ziehen, das Gepäck bewachen, Schwächeren das Essen wegreißen.

Manchmal träumte er, bis heute, von seiner Zerstörungskraft. Saß im Apfelbaum, grau und schwarz, das Gefieder trotzig geplustert Krähenalt, brütend, gequält.

Frage ich sie nach ihrer Kindheit und Jugend, erschienen Gerinnungen: Floskeln, anekdotisch verbrämter „Stoff“. Letzthin hatte Mutter sofort geweint, als ich etwas

über ihr Verhältnis zu ihrer Mutter hatte wissen wollen. Das lasse sie sich von mir nicht verderben.

Ich hatte nicht weiter nachgebohrt. Noch immer das brave, Rücksicht nehmende Kind.

Nach der Institutssitzung, die uns jeden Freitag den letzten Nerv kostete, erklärte Rita die Salatwoche für beendet. Sie brauche etwas Reales. Also: etwas Kunst! Also: High Tea.

Wenn die Alten zwei Namen hätten, verdienten wir drei! Babyboomer? Dass sie nicht lache. Blasse, tatenlose Psyche, die man sich hätte sparen können. Ihre Studenten hätten jedenfalls gelacht, noch keine Stunde sei es her. Wie sie immer lachten an dieser Stelle. Heute habe sie den Begriff kurzum zur Westsicht erklärt. Schließlich stamme er aus den USA. Das Phänomen trete nach jedem großen Krieg auf. In Nordamerika hätten sie noch 1945 eingesetzt, in Deutschland naturgemäß später: die Zeugungswut, die Kinderschwemme.

Nach nur 25 Minuten Schlange Stehens im *Nosebag* luden wir uns Scones, Marmelade, clotted cream und je eine randvolle Kanne Tee aufs Holztablett. Jetzt brauchten wir nur noch einen Tisch.

Vor 25 Jahren habe sich der eiserne Vorhang gehoben. Und was erscheine seither? Die Vergangenheit. Und mit ihr der Begriff „Nebelkind“. Um den sie dankbar sei.

Ich wollte mich beeilen. Rita blieb stehen: Ob ich wisse, dass der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge jedes Jahr 40.000 Soldaten exhumiere. Meist auf Betreiben eines Enkels. Eben solch eines Nebelkindes, erzogen ohne Tiefblick, wenn nicht gänzlich ohne Information über die Familiengeschichte. Nebelkinder, sagte Rita, seien Menschen, die sich in zweidimensionalem Flachland bewegten, die Tiefenlinien des Daseins in familiärer wie gesellschaftlicher Hinsicht wenigstens vor ihrem Tagesbewusstsein verborgen. Menschen, die sich daher schwer taten, Zukunftsperspektiven zu entwickeln.^v

Mir reichte eine Gegenwartsperspektive: wir saßen. Warmes Rosinenbrötchen, zerschmelzende Sahne extrafett, kochendheißer Milchtee. War man erst einmal so englisch geworden, dass einem das schmeckte, schmeckte es immer besser.

„Glaubst du daran?“, fragte meine Kollegin ungeduldig.

„Woran?“

„Dass es etwas nützt, sich auszutauschen. Darüber nachzudenken? So oft haben wir all das alte Zeug gehört. Manchmal habe ich Angst, dass es nur wiederkommt.“

Die meisten, die man zur Geschichte ihrer Eltern befragte, sagten, sie beschäftigten sich damit, um die Kette der Weitergabe an die eigenen Kinder zu unterbrechen. Für mich zählte ein anderer Grund. In den Jahren nach 1945 hatten Millionen von Deutschen intensivste Erfahrungen am eigenen (Familien-)Leib mit Zwangsmigration gemacht. Allein die Statistik besagte, dass, bei insgesamt etwa 16 Millionen Vertriebenen 1945, die sich vorrangig aus Frauen und Kindern zusammensetzten, über 80% der Deutschen aus Kinder- und Kindeskindergeneration über einen von Migration berührten, wenn nicht geprägten Familienhintergrund verfügten. Mit beiden Seiten: Schwierigkeiten und Belastungen des Vertriebenseins; Mühen und Herausforderungen jener, die die Heimatlosen aufnehmen mussten. Es wollte mir nicht in den Kopf, dass so wenig versucht wurde, eine Parallele zwischen der im kollektiven Gedächtnis der Bundesrepublik tief verwurzelten Erinnerung an die Nachkriegssituation und den Flüchtlingsfragen heute herzustellen.

„Wir sollten das als besonderes Potential erkennen“, sagte ich zu Rita. Als spezifische Kompetenz. Deutschland als Einwanderungsland.

„Iss mir zu abstrakt“, mümmelte Rita. „Erzähl mir lieber, was du suchst!“

Ich sah sie an. Da saß sie, die braunen Augen neugierig auf mich gerichtet. Und begehrtlich auf meinen letzten Scone. „Mein Hab und Gut“, rief ich, sie lachte, sprang auf, stellte sich an für eine zweite Portion.

Als sie zurückkam, sagte sie: „Ich meine es ernst. Was treibt dich um?!“

Zu meiner eigenen Überraschung sagte ich: „Sami.“

Sami. Seit Jahrzehnten hatte ich nicht mehr an ihn gedacht. Ich war im ersten Semester, er, Amerikaner aus New York, 30 Jahre alt, litt unter Rückenschmerzen und seiner Doktorarbeit. Man röntgte, scannte, fand nichts. Sami verzweifelte fast. Endlich fiel einem Feldenkraislehrer auf, dass er hinkte. Tatsächlich war dieses Hinken kaum wahrnehmbar, nur der geschulte Blick und eine Ganganalyse brachten es an den Tag. Sami rollte den linken Fuß nicht richtig ab, obwohl er das, rein anatomisch, mühelos hätte tun können. Als er neu gehen lernte, besserten sich seine Beschwerden sofort, nach einigen Monaten intensiven Trainings fand er sich wieder so beweglich wie es seinem Alter entsprach.

Die Bedienung stellte uns ein Teelicht auf den Tisch, Regentropfen prasselten gegen die Scheibe. Rita kaute, war „with me“, wie man auf Englisch sagt. Ich glaube, in diesem Augenblick dachte ich an den Wald.

Unglaublich, sagte ich, war Samis Erklärung: sein Vater hatte auf dem rechten Bein gehinkt. Als Kleinkind hatte Sami dieses Hinken des Vaters übernommen. Nicht, weil er hätte annehmen müssen, der Mensch könne nur so laufen – seine Mutter hinkte nicht. Dass es sich nicht einfach um einen Fall von Imitation handelte, zeigte sich auch in der „Verwechslung“ des rechten und linken Beines. Sami hatte sein Leben lang, sich selbst unbewusst, das Hinken des Vaters spiegelnd aufgefangen, so dass sie beide, erklärte er mir, wenn sie auf richtige Weise nebeneinander gingen, nämlich er an der rechten Seite des Vaters, zusammen einen ganzen, gehrichtigen Menschen ergaben.

Wir schwiegen. Es wäre leicht gewesen, sich in einen der vertrauten Diskurse zu flüchten: kollektives Schuld- versus subjektives Leidensgedenken, Inkommensurabilität aller Erinnerung, Fragen der Epigenetik, jener dark matter der Zellforscher, die darüber bestimmen sollte, welche Genkombinationen angeschaltet wurden, welche nicht.

„Dieser Cousin, von dem du jüngst in der Sauna erzählt hast“, sagte ich leise über den Tisch, „den gab es nicht, nicht wahr? Du warst das..., das Kind im Wald?“

Wir aßen an diesem Nachmittag noch eine vierte Portion Scones. Danach stießen wir mit einer Kanne Assam auf unser neues „du“ an und kamen uns sehr englisch vor, mindestens so englisch wie der vor den Fenstern des *Nosebag* pünktlich mit der Dämmerung aufziehende Nebel. Es hat etwas Komisch-Pathetisches, wenn die Wirklichkeit sich bemüht, mit unseren Metaphern übereinzustimmen. An diesem Nachmittag indes, glaube ich, lächelte ich die Wasserschwaden vor der Scheibe einfach an, die taten, als seien sie Luftwurzeln, die aufstiegen, rasch trieben, sich zerreißen ließen, versanken.

^I Ingrid Meyer-Legrand, „Die Aufträge der Kriegsenkel – Einübung der Kompetenzen“, in: *Nebelkinder. Kriegsenkel treten aus dem Traumaschatten der Geschichte*, hg. von Michael Schneider, Joachim Süß, Berlin 2015, S. 316-329, hier S. 323.

^{II} Karl Mannheim, in: *Das Problem der Generationen*, zitiert nach Michael Schneider, „Eine Generation im Dazwischen: Warum die Babyboomer eine Aufgabe haben und sich immer noch unterschätzen“: in: *Nebelkinder*, S. 144-156, S. 145.

^{III} Erika Mann, *Zehn Millionen Kinder. Die Erziehung der Jugend im Dritten Reich*, Hamburg 2011 (1938).

^{IV} Katharina Elliger, *Und tief in der Seele das Ferne*, Hamburg 2004, S. 35.

^V Joachim Süß, „Wir Nebelkinder“, in: *Nebelkinder*, S. 26-41, S. 26, im Rückgriff auf Gedanken des amerikanischen Philosophen Ken Wilber.

Teil 2

Theorie und Praxis der Dichtung

Von Monika Rinck

Theorie und Praxis der Dichtung. Aus dem Titel ergeben sich zwei Fragen. Zum ersten: Wenn Dichtung die Praxis ist, was ist dann die Theorie? Und zum zweiten, ist nun aber Dichtung die Theorie, wie müsste dann die poetische Praxis aussehen? Dem einfachen Vorschlag, dass in der Dichtung Theorie und Praxis in eins fallen, will ich nicht zustimmen – das wäre eine falsche Fusion, eine Operation nach Art der reduzierenden Geste, die das abschafft, wovon sie spricht. Ich möchte die Kategorien einstweilen beibehalten.

Begünstigt wird die Idee einer solchen, soeben gerade noch abgewehrten Vereinigung von Theorie und Praxis in der Dichtung dadurch, dass es sich bei der Sprache um ein "besonders effizientes Verweissystem handelt, das prinzipiell alles repräsentieren kann, die Welt, die Gedanken und schließlich sich selbst. Die Sprache ist das einzige Zeichensystem, das sich selbst zum Gegenstand machen kann, so dass sie selbst ein Gegenstand werden kann."¹ Das ist auch der Grund, weswegen Sprachkunst mit sehr vielen anderen Sprachroutinen konkurriert. Es hat zuweilen den Anschein, dass die Tatsache, dass ich die Sprache sowohl zum Austausch von Informationen wie auch, grobgesagt, ästhetisch verwenden kann, ungeahnte Ambivalenzen birgt.

Ich will ein Beispiel geben: Stellen Sie sich eine Vernissage in einer repräsentativen Galerie vor, an den Wänden hängen große gestische Gemälde. Nun beginnt die Zeremonie, doch statt einer launigen Rede, wie sie von den riskant Gekleideten und gut Parfümierten erwartet wird, entscheidet sich der Galerist zur Einführung stumm einige, vielleicht sogar eigene Gemälde hochzuhalten. Oder: Um eine Erklärung ihrer sehr großen grün-eingefärbten, leicht monströsen Skulptur aus Montageschaum gebeten, läuft die Bildhauerin davon und kommt mit dem Gabelstapler zurückgefahren, auf dessen Hebebühne sich eine weitere Skulptur befindet, die sie – im Sinne der Erläuterung – neben der ersten absetzt. Was in einer anderen Kunstform seltsam anmutet, ist, was die Sprachkunst angeht, ein ganz alltäglicher Vorgang: Ich kann über die Praxis der Dichtung (unter Verwendung der Sprache) sprechen und stelle mich so neben sie. Doch ist dies dann eine Praxis der Dichtung? Nein. Ja. Hm.

Es soll ja immer noch Leute da draußen geben, die meinen, die Praxis der Dichtung bestehe, zumal für Dichterinnen, vor allem darin, in einem Syntheticknachthemd zu verbrennen oder mithilfe eines Küchenofens aus dem Leben zu scheiden. Freilich sind auch noch andere Praktiken vorstellbar – das Wettlesen ist eine davon, das Sinnieren, das Offenhalten der Lücke als ein großzügiges Geschenk an das Publikum, der poetische Akt gemäß der Proklamation des Dichters H.C. Artmann, nach dem "man Dichter sein kann, ohne auch irgendwann ein Wort geschrieben oder gesprochen zu haben. Vorbedingung ist der mehr oder minder gefühlte Wunsch poetisch handeln zu wollen. (..) Der poetische Akt ist jene Dichtung, die jede

¹ Elisabeth Leiss: Sprachphilosophie. Berlin, Boston 2012. Seite 11.

Wiedergabe aus zweiter Hand ablehnt, das heißt, jede Vermittlung durch Sprache, Musik oder Schrift."²

Aber wenden wir uns zunächst der Theorie zu. Was ist das überhaupt? Adorno konstatiert: "Das nicht Bornierte wird von der Theorie vertreten. Trotz all ihrer Unfreiheit ist sie im Unfreien Statthalter der Freiheit."³ Wir werden sehen. Theoria im ursprünglichen Sinn konnte gleichermaßen Gottesschau meinen – wie ins Theater gehen. Da scheiden sich die Geister, respektive Götter. Denn in der Antike, aus der uns der Begriff der Theorie überliefert ist, begegneten den Menschen die Götter im Plural, zudem in verschiedenen halbgöttlichen Abstufungen aus der Demi Monde der Nymphen und Faune. Erst im Monotheismus verliert der Gottesname seinen "Sinn als Distinktiv und erhält demgegenüber einen exklusiven Sinn, in dem er zur Bezeichnung und zur Anredeform der Transzendenz überhaupt wird"⁴, zum Theonym schlechthin. Bekanntlich richteten sich noch einige Selbstzeugnisse Christi im neuen Testament gegen die seinerzeit nach wie vor verbreiteten dionysischen Kulte: Ich, ich bin der wahre Weinstock. Aha. Wer sind denn dann die anderen? Na! Zurück! Zurück zur Theorie.

Dass Begriffsgeschichte auch Konfliktgeschichte ist, zeigt sich, wenn wir uns nun die theatrale Ausprägung der Theorie genauer anschauen. Platon zeichnet in Nomoi das Schreckensbild einer Theatrokratie, womit eine illegitime Massenherrschaft des Publikums gemeint ist. "Daher findet denn auch das Bild der dummen, durch Rhetorik und andere Oberflächenreize zu beeindruckenden Masse bei Platon sein Paradigma am Theaterpublikum. Und zwar von schlechter Kunst falsch erzogenem Theaterpublikum. Der Niedergang Athens, lässt er den Athener in den Nomoi berichten, begann mit den Dichtern, die zwar begabt, aber "ohne Kenntnis des Rechten und Gesetzmäßigen in den Musenkünsten waren", und sich deshalb vom "Tumel der Begeisterung hinreißen ließen und über Gebühr daran hingen (ihren Zuhörern) Genuß zu bereiten."⁵ So fasst Juliane Rebentisch das Geschehen zusammen. Wo das Publikum als maßgebliche Instanz errichtet ist, werden Urteile gefällt, die auf Lust und Unlust basieren.⁶ Charismatische Schurken und feurige Unholde verführen die Massen, Dichtertyrannen treten auf, die die Demokratie in die Tyrannei führen werden.

² H.C. Artmann: Acht-Punkte-Proklamation des poetischen Aktes. In: The Best of H.C.Artmann. Frankfurt am Main 1975. Seite 363

³ Theodor W. Adorno: Marginalien zu Theorie und Praxis, in Kulturkritik und Gesellschaft II. Frankfurt am Main 2003. Seite 763.

⁴ Albrecht Greule: Theonymie, in Namenkundliche Information 101/102. Leipzig 2013.

Auch hier zu finden: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bsz:15-qucosa-150754>

⁵ Juliane Rebentisch: Masse – Volk – Multitude. Überlegungen zur Quelle demokratischer Legitimität. Vortrag à jour – Vortragsreihe zu den Frankfurter Positionen 2011: Gemeinsam im Niemandsland Auf der Suche nach einer neuen Sozialordnung. Frankfurt am Main, 19.01.2011

⁶ Kommt Ihnen das irgendwie bekannt vor? Ich zitiere: "Das Urteil soll über bloßes Gefallen und Missfallen hinausgehen. Es wird sich zeigen, dass Gefallen und Missfallen weithin nur Rückstände vergangener Konventionen sind. Es wird sich weiter zeigen, dass der Begriff des An der Musik Spaß habens wirklicher musikalischer Erfahrung unangemessen ist. Der Begriff des Spaß habens ist nach dem Modell des commercial entertainment gebildet und von dorthin auf ästhetische Gegenstände übertragen, denen er nicht angemessen ist." So Adorno in dem Entwurf zu einem eigenen musikpädagogischen Rundfunkkurs in zwölf Sendungen. Zitiert nach: Klaus Reichert: Adorno und das Radio, in Sinn und Form. 62. Jahr, 2010, 4. Heft. Seite 458.

Bemerkenswerterweise stehen hier die Dichter auf der Seite der unverschämten Massen, was von heute aus betrachtet kaum zu erwarten war. Dazu später mehr. Ich möchte Ihnen zunächst einen Dichter vorstellen, den Sie gewiss kennen werden, obwohl aus seinem gewaltigen Werk keine einzige Zeile überliefert ist. Wenn Sie fragen, welche Praxis aus seiner Dichtung resultierte, müsste ich anführen: Revolution der Theatertechnik, Preise in Hülle und Fülle, Muttermord, Aufforderung zum Mentoren-Suizid, Christenverfolgung und Brandstiftung in einem besonders schweren Fall. Es handelt sich um den Dichterkaiser Nero, dem allerdings, wie die Forschung heute weithin annimmt, das Feuer in Rom zu Unrecht zur Last gelegt wird. Tacitus "beschreibt Neros Versuche, die Stadt zu löschen, und schildert sein Engagement, das Leid der Obdachlosen zu lindern, indem er seine Gärten öffnete und den Preis für Getreide herabsetzen ließ. (...) 'So volkstümlich diese Maßnahmen waren, sie blieben wirkungslos, weil sich das Gerücht verbreitete, eben zu dem Zeitpunkt, da die Stadt brannte, habe er seine Hausbühne betreten und den Untergang Trojas besungen, indem er das gegenwärtige Unglück mit den Katastrophen des Altertums verglich.'"⁷

Sicherlich ist es auch Peter Ustinovs einprägsame Verkörperung des halbdebilen Sängerkaisers aus dem Jahr 1951, die das Bild des egozentrischen kunstbeflissenen Tyrannen in unserer Erinnerung verankert hat. Allerdings war Neros Herrschaft verglichen mit vielen seiner Vorgänger, auch mit dem als Friedenskaiser gepriesenen Augustus, eine friedliche und relativ unblutige Zeit. Sein schlechter Ruf muss woanders herrühren. Ich vermute: aus dem Sog, den die Fusion von dichterischer Begeisterung und politischer Macht aufkommen lässt. Die römische Oberschicht lehnte ab, was ihr als Schaustellergewerbe, als Pakt mit der Unterschicht vorkommen musste. "Ein Senatsbeschluß z. B. aus dem Jahre 19 nach Chr., also aus der Zeit des Tiberius, droht strenge Strafen an für alle die, die als Leute von Stand als Schauspieler, Rennfahrer oder Gladiatoren auftreten wollen: es muß sich um eine sehr dringliche Angelegenheit gehandelt haben."⁸ Doch Nero suchte die Öffentlichkeit der Theater und Festspiele und zitierte gerne das griechische Sprichwort: Für verborgene Musik gibt es keine Achtung.⁹

68 nach Christus kam er mit 1808, ich wiederhole eintausendachthundertacht! Preisen von einer Tournee aus Griechenland nach Neapel zurück, und zog "weil er hier zuerst seine Kunst öffentlich gezeigt hatte, mit weißen Pferden durch eine eigens in die [neapolitanische] Stadtmauer gebrochene Lücke in die Stadt ein, wie das bei Siegern in heiligen Spielen üblich ist (...). [In Rom] auf demselben Wagen, auf dem Augustus selbst seinen Triumph gefeiert hatte, in purpurner Kleidung mit einem mit goldenen Sternen besetzten Mantel, einem olympischen Siegeskranz auf dem Kopf und einen pythischen in der Rechten. Dabei wurden die übrigen Siegeskränze in feierlichem Zug vor ihm hergetragen und Aufschriften, die angaben, wo und über wen, mit welchem Gesang und mit welchem Bühnenstück er gesiegt hatte. (...) Wo er auch vorbeizog, wurden ihm zu Ehren Opfertiere geschlachtet und immer wieder die Straßen mit Safranwasser besprengt, er selbst aber mit Vögeln, farbigen Schleifen und verschiedenen Süßigkeiten überschüttet."

⁷ Ulrich Gotter: Neros artistische Selbstexpansion, in: Despoten Dichten. Hg. von Albrecht Koschorke und Konstantin Kaminskij. Konstanz 2011. Seite 36

⁸ Jürgen Malitz: Nero: der Herrscher als Künstler. Erschienen in: Mythen Europas. Schlüsselfiguren der Imagination. Antike. Hrsg. von Andreas Hartmann und Michael Neumann. Regensburg 2004.

⁹ Ulrich Gotter: Neros artistische Selbstexpansion in: Despoten dichten. Konstanz 2011. Seite 48f

Siege bei Dichterwettbewerben militärischen Triumphen gleichzustellen, musste auf die römische Oberschicht der Senatoren und Ritter als heftiger Affront wirken. Das nahm man ihm übel und so ist Nero für uns Heutige zum Emblem eines launenhaften, gewalttätigen Dichterkaisers geworden, der die Wirklichkeit ohne Rücksicht auf Verluste als Rohmaterial für eine künstlerischen Bearbeitung hernimmt – wie es eigentlich allein Feldherren zu militärischen Zwecken zusteht. Die Bevölkerung aber hatte, so heißt es, großes Vergnügen an der kaiserlichen Darstellungswut. Offenbar paktierte er mit einem teatrokratischen Wir, das nicht mehr aristokratisch war: Dem frutzenhaften Wir der unverschämt gewordenen Masse, das der Aristokratie, indem es den Kaiser auf seine Seite brachte, die Macht streitig machen konnte.

Wer spricht für wen? Inzwischen ist die Praxis der Dichtung eine andere, genauso wie ihre Theorie. Die Dichtung erscheint oft als halsstarrige Gattung für Wenige, als Fetisch, als kränkelndes Genre, für das man immerzu Lobbyarbeit betreiben muss, als obsoleter Form einer herablassenden, verrätselten Sprach-Aristokratie, die sich nun, wie man in der letzten Zeit mehrfach zu lesen hatte, doch endlich mal wieder demokratisieren sollte und sich dem Publikum zuwenden. Es fragt also der Einzelne: "Warum, warum, warum sprichst du nicht so, dass WIR es auch verstehen?" Der Dichter atmet durch, und sieht sich einem Wir gegenüber, das ihn ausgeschlossen hat.

Ein Prophet, dem das Gleiche geschähe, würde auf das Murren der unverständigen, todgeweihten, doppelköpfigen Menge geradewegs antworten: "Nicht verstehen ist identisch mit vernichtet werden." Dies kann er als irdischer Referent einer höheren Macht, im Dienste der Gerechtigkeit. Oh. Der moderne Dichter hingegen, leicht verdrießlich oder in eifertiger Weise kooperativ, beginnt sogleich sich zu erklären. In diesem Fall sagt er vielleicht, dass er Sprache voller Absicht anders verwende, als man das im Alltag von ihr gewohnt sei. Dass er das Gedicht zunächst als Bühne einer strategischen Entdifferenzierung betrachte, auf der sich Sprache in jeder Hinsicht, als Material, als Form, Inhalt und Arbeit zeigen könne.¹⁰ Er wird sich gegen den Vorwurf verteidigen müssen, wer sich mit Sprache befasse, habe wohl keine anderen Probleme. Nehme ich die Sprache aber als das privilegierte Erkenntnisinstrument, das nicht Hindernis, sondern untrennbares Medium meiner Erkenntnis ist, lerne ich umso mehr über die Wirklichkeit, je mehr ich über die Sprache weiß. Insofern erfüllt sie eine welterschließende Funktion – was jedem, der in einem fremden Land beginnt, dessen Sprache zu lernen, unmittelbar einleuchten wird.

Ich möchte dies am Beispiel der Personalpronomen weiter verfolgen, die im Gedicht, befreit von ihrer Rolle als Stützpfiler der Narration, wie bewegliche Sprachagenten auftreten können. Pronomen sind kurze Worte, die hart arbeiten müssen. Welche Konstellation wird gesetzt, wer wird adressiert? Welche Identifikationen finden statt? "Jeder Wortart entspricht ein grundlegender Darstellungsmodus der Wirklichkeit."¹¹ Und Personalpronomen akzentuieren die Frage nach der Repräsentation, wobei es einen qualitativen Unterschied gibt, zwischen der Art und Weise wie erste und zweite

¹⁰ So hat es der Dichter und Philosoph Daniel Falb unlängst während eines Podiumsgesprächs formuliert.

¹¹ Elisabeth Leiss: Sprachphilosophie. Berlin, Boston 2012. Seite XX.

Person bedeuten und wie die dritte Person referiert, so dass es "strenggenommen kein Drei-Personen-System gibt".¹² Denn wie sollten die Nomen lauten, für die das Du und Ich, für das Wir eintreten, wenn es keine Eigennamen sein sollen? Ich kann mir Situationen ausmalen, in denen diese Frage leicht zu beantworten ist und wieder andere, in denen sie in tiefes Grübeln mündet.

Gerade im Gedicht wird das sprechende Subjekt im Moment seiner Setzung, seiner Aussprache oder Ansprache, konstituiert. So kann sich, quasi in statu nascendi, etwas zeigen, was Adriana Cavarero, für die politische Rhetorik, als "intrinsische Moral der Pronomen" bezeichnet hat. Ich zitiere: "Tatsächlich scheint vielen revolutionären Bewegungen (vom traditionellen Kommunismus bis hin zur feministischen Schwesternschaft) ein merkwürdiger sprachlicher Code gemeinsam, der auf der intrinsischen Moral der Pronomen beruht. Das *Wir* ist immer positiv, das *Ihr* ist ein möglicher Verbündeter, das *Sie* (im Plural) trägt die Züge eines Gegners, und das *Du* ist natürlich überflüssig."¹³ Die Sprache ist uns immer schon voraus. Man sagt niemals nur: Ich, niemals nur Du, oder nur Wir.

Beginnen wir dennoch mit der ersten Person, die uns im Gedicht in einer besondere Ausprägung begegnet: als Lyrisches Ich. Mein derzeit unlyrisches Ich wird Ihnen jetzt das Gedicht (Schöpfungsgeschichte) von Elke Erb vortragen, wobei der Titel in Klammern steht. Sie werden es sofort hören: Eine besondere Spannung entsteht aus einem Wechsel der Personalpronomen, weg von dem Sprachakteur, wie wir ihn in diesem Kontext zeitlebens gewohnt sind, eine Verschiebung, die uns die Schöpfungskraft der Dichterin als göttliche vorstellt. Was für eine seltsame und großartige Weise poetische Ermächtigung – wo wir vielleicht auch den Pluralis Majestatis hätten erwarten können, steht einfach nur "Ich"!

"(Schöpfungsgeschichte)

Am Anfang unterschied ich Himmel und Erde (eine Frage der Übersetzung), ich nahm dazu Licht. Ich nannte das Licht Tag, so erhielt ich die Nacht.

Ich addierte Abend und Morgen, das tat den Tag.

Am zweiten Tag unterschied ich Erde und Wasser. Ich unterschied eine Feste zwischen den Wassern (auch eine Sache der Übersetzung, denn ich unterschied das Wasser unter der Feste von dem Wasser über der Feste).

Die Feste aber nannte ich Himmel. Es verwirrte mich nicht, außer dem Himmel über dem Wasser auch einen Himmel unter dem Wasser zu haben. Meine Ansichten sind begrenzt.

Oder Wasser zu haben sowohl über als auch unter dem Himmel. Bescheiden. Auch konnte zwischen den Wassern Himmel sein. Und großzügig.

Am dritten Tag unterschied ich das Trockene und das Wasser. Das Trockene nannte ich Erde, das Wasser Meer. So erhielt ich eine grobe Ordnung. Dann unterschied ich von der Erde Gras und Kraut und Bäume und diese alle auch untereinander, weil sie sich unterhielten mit Samen und Frucht.

¹² Elisabeth Leiss: Sprachphilosophie. Berlin, Boston 2012. Seite 56

¹³ Adriana Cavarero: Relating Narratives. Storytelling and Selfhood. London 2000. Seite 90f. Zitiert nach: Judith Butler: Kritik der ethischen Gewalt. Frankfurt am Main 2007. Seite 47.

Am vierten Tag unterschied ich die Himmelslichter und mit ihnen Tag, Nacht, Zeiten, Gezeiten und Jahre. Dazu auch Sterne.

Am fünften Tag aber im Wasser weilende und lebende Tiere, und Geflügel auf Erden. Ich richtete mich nach der Lehre vom Sein.

Am sechsten Tag unterschied ich von allem, worin alles ist, lebendige Tiere, also Vieh, Gewürm und Tiere, so sie als Art sich erhielten, und dann den Menschen gleich mir, aber noch geteilt in Geschlechter.

Ich sah, nun hatte ich alle herausdestilliert, die da herrschen, aus meiner Quintessenz.

Meine Quintessenz, welche sich nicht unterscheiden will, will herrschen, indem sie ist. Das ist die vollkommene Herrschaft. Auch sie, wie alle, unvollkommen, dem Tode und Sterben gleich.

16.05.05¹⁴ (Elke Erb: Meins.) (Das Possesiv-Pronomen, nicht die Stadt)

"Unsere Sprache ist voll von Wörtern, deren Verwendung selbstverständlich ist, deren Bedeutung aber durch keinerlei Erfahrung abgesichert ist. Man muss dabei nicht den metaphysischen Wortschatz bemühen, es genügt das Allerweltswort "sterben", das als Wort ein Zeichen ist wie jedes andere auch, dessen Bedeutung aber durch keinerlei Erfahrung abgedeckt ist, ja, abgedeckt werden kann, solange wir leben"¹⁵, schreibt Thomas Poiss. Ja. Nach Heraklit ist es unmöglich, das zu sagen, was nicht ist. Das sagte er im sechsten vorchristlichen Jahrhundert. Wir sind uns da inzwischen nicht mehr so sicher.

Oh. Sie kennen sicher das rhetorische WIR, das mir gerade wie absichtslos unterlief und das ich wohl gesetzt haben werde, um an die Gruppe derer zu appellieren, die in diesem Moment gewillt sein könnten, mit mir zu denken. Es ist eine eigenartige Sache um die Identifikation mit der Wir-Position – wo die Grenze in meinem Körper, aber genauso auch außerhalb meines Körpers verläuft, und ich meinen Herrschaftsanspruch zwar ausdehne, aber damit gleichsam einen immer breiter werdenden Streifen unkontrollierbarer Vielheit mit in mich hineinnehme. Wenn ich das Volk bin, dann soll es auch meinem Willen gehorchen. Wenn wir das Volk sind, dann unserem. "Wirklich wütend wird der falsche Paranoiker nur, wenn man ihm ein System, den Hegelianismus, Marxismus etc. aufdrängen will. Dali ist insofern nicht einmal Surrealist. Vielmehr erklärt er kurzweg (..): "Ich bin der Surrealismus."¹⁶ Nein, da täuscht er sich! Wir, wir sind der Surrealismus.

Das Wir ist derzeit mehr als ein Personalpronomen, es ist eine ideologische Arena, von Marketing und Identitätspolitik umtost. "Wir wollen die Spiele", las ich als Projektion, den Berliner Fernsehturm auf dem Alexanderplatz hinauf und wieder hinunter. Später sollte sich herausstellen, dass wir die Spiele dann doch nicht wollten. Ein Unterwäsche-Unternehmen bebildert den Slogan: "Das schönste Wort

¹⁴ Elke Erb: Meins. Roughbook XX. Berlin und Holderbank. Seite 41f

¹⁵ Thomas Poiss: Vorläufiges Manuskript der Rede anlässlich der Verleihung des Ernst-Jandl-Preises an Franz Josef Czernin (13.6.2015 in Neuberg an der Mürz)

¹⁶ Elisabeth Lenk: Kritische Phantasie. Ort. Jahr. Seite. Zahl.

der Welt: WIR" mit Schwarz-weiß-Aufnahmen halbbekleideter Kleinfamilien im rustikalen Rohholzambiente. Sie erinnern sich vielleicht auch noch an den SPD-Wahlkampfeslogan aus dem Jahr 2013: "Das WIR entscheidet", wobei etwas unklar blieb, ob das Wir in diesem besonderen Fall nicht doch insgeheim von Peer Steinbrück himself verkörpert wurde. Eher selten findet das WIR in seinem strengen Sinn Verwendung, wenn ein Chor spricht oder ein Schriftstück mit mehreren Verfassern, etwa ein Gruppenmanifest, vorliegt. Und der Ruf "Wir sind das Volk" – machte jüngst im lange wiedervereinigten Deutschland als bornierte Neuauflage des Wende-Slogans unangenehm von sich hören. Eine Kollektivbewegung, die, grammatisch gesprochen, die erste Person Plural inklusiv für sich selbst reklamierte, die 1. Person exklusiv aber für alle anderen vorsah.

Die erste Person Plural bringt immer wieder Fragen nach Abgrenzung und Einschließung, Elite und Masse, demokratischer Legitimation, Beschwörung des Konsens oder dessen Verächtlichmachung auf. "Viel von dem jüngsten Gerede über Partizipation", schreibt Markus Miessen in einem Merve-Band mit dem Titel Albtraum Partizipation, "geht davon aus, dass man umso mehr Empathie für eine Sache oder eine Person entwickelt, je näher man ihr kommt. Das ist eine beängstigende Annahme",¹⁷ konstatiert er – die allerdings im 18. Jahrhundert Common Sense war und es vielerorts nach wie vor ist. Der höchste Grad der Nähe wird die Identifikation sein. Indem ich behaupte, etwas zu sein, das ich nicht bin, "Je suis Charlie Hebdo", zeige ich meine Solidarität. Doch wäre es nicht wichtiger, wenn ich mich für etwas engagierte, gerade weil ich es nicht bin? Moment, die metaphorische Spannung setzt an zwei verschiedenen Enden an: Einerseits zeige ich durch die Behauptung etwas zu sein, das ich nicht bin, meine Entschlossenheit, Nähe in der Ferne zu verwirklichen, für fremde Belange einzutreten, als wären sie ein Stück von mir [Am Rande bemerkt: Als wär's ein Stück von mir – ist der Titel der Autobiographie des Dramatikers Carl Zuckmayer: Als wär's ein Stück von mir] – auf der anderen Seite schleicht sich womöglich der Gedanke ein, dass ich Solidarität fortan nur noch für etwas aufbringe, das ich selber bin, sei es qua Identifikation oder von Geburt aus, und Mitgefühl nur für die hege, von denen ich behaupten kann, dass sie mir zum Verwechseln ähnlich sind, so dass mir Solidarität unter der Hand zur Selbstliebe verkommt. Datingplattformen funktionieren (durch Aussortieren) wohl ganz ähnlich. Aber ist das nicht unheimlich?

Ich bin Sierra Leone! Ich bin Blutdiamanten! Ich bin richtig fiese Dividende aus Drogengeldern! Ich bin: zynisch! Da fällt mir ein: erinnert sich noch jemand an die Kampagne 'Du bist Deutschland'? Diese metaphorische Umbesetzung und Identitätsbehauptung könnte auch ein dämonisches Aufhocken sein, das sich mit etwas Vorfindlichem zusammentut: eine hinwegfegende Affirmation, die der Negation gleichkommt. Ich werde mich an diese Stelle setzen. Es folgt die Verdrängung dessen, was mich daran erinnert, dass ich es nicht von Anfang an gewesen bin. Ein Phänomen, das uns vielleicht unter dem Begriff der neuralgischen Nähe bekannt sein dürfte. Uns? Wem, uns? Uns eben. Der Plural versprach einst eine nicht essenzialistische Benennung von heterogenen Gruppen, die sich selbst als strategische Zusammenschlüsse, wandelbar und temporär, verstehen wollten. Heute, im Zuge von neuen medialen Homogenisierungen, erscheint es mir zuweilen als sei 'Frauen' die Steigerungsform von 'Frau'.

¹⁷ Markus Miessen: Albtraum Partizipation. Berlin 2012. Seite 40

Was Ihnen eben wie eine Abschweifung vorgekommen sein mag, führt uns in Wirklichkeit auf direktestem Weg weiter – und zwar zu dem Wir der Verliebten, das freilich da, wo es um das Gedicht geht, zumal in seiner gerne anzutreffenden Verfasstheit als Liebesgedicht, nicht fehlen darf. Hier, bei dem sorbisch-deutschen Dichter Kito Lorenc erleben wir, wie das verklärte WIR der romantischen Zweierbeziehung über polyamouröse Ausweitung gesellschaftsbildend wird.¹⁸

Der Täuber hat zwei weiße Füße
und eines Tages nahm ich meine Liebste
mit nach Hause stellte sie meiner Frau
vor meine Frau braune Augen Sie blaue
Meine Frau Ingwer Sie Pfeffer
Meine Frau fand sie nett Sie sie auch
Ich es auch Lustig wieherte das Pferd
traurig weinte niemand Fortan früh-
stückten wir gemeinsam von den drei
Tellerchen Schüsselchen mit den drei
Löffelchen teilten so Lust und Last Auf-
und Abwasch Bald gab man uns
die größere Wohnung und meine Frau
brachte ihren Andern und meine Liebste
brachte ihren Andern und beide Andern
brachten ihre beiden Andern mit als
wir den Wohnblock kriegten (hach! auf
und ab fuhrn da die Lifte singende
Adamsäpfel) Menschenskinder
warn wir schon viele Dann bewohnten
wir die Stadt zuletzt das Land da
waren wir alle und lebten nun unter
neuen, gesellschaftlichen Verhältnissen
Jetzt erst erhielt ich anonyme
Post: Sie dichterisches Subjekt Sie!
nahm Täuber Ingwer Pfeffer Pferd
zurück und starb mich öffentlich
davon Kinder Leute liebt schön

Erinnern Sie sich? Sie hörten zu Anfang: "Das nicht Bornierte wird von der Theorie vertreten." Wenn man bedenkt, dass das Bornierte sich herleitet von dem französischen Verb *borner*, das seinerseits auf Grenze, Grenzstein zurück geht, zeigte sich uns soeben, die fast bis zuletzt, bis zum öffentlichen Davonsterben des dichterischen Subjektes, entgrenzte dichterische Bewegung einer nicht exklusiven

¹⁸ Kito Lorenc: Gedichte. Mit einem Vorwort von Peter Handke. Frankfurt am Main.

Gemeinsschaft. Aber was ist denn nun die Praxis der Dichtung? Hm. Denken Sie sich selber etwas aus. Etwas, das Sie machen werden. Und in diesem Sinne, mit dieser Praxis, will ich Sie in die Kaffeepause entlassen. Herzlichen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.

Dieser Vortrag enthält in der Reihenfolge ihres Auftretens Zitate von Elisabeth Leiss, H.C.Artmann, Theodor W. Adorno, Albrecht Greule, Juliane Rebentisch, Platon, Ulrich Gotter, Jürgen Malitz, Tacitus, Adriana Cavarero, Elke Erb, Thomas Poiss, Elisabeth Lenk, Markus Miessen und Kito Lorenc.